

Beate

Autor(en): **Müller, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572212>

Nutzungsbedingungen

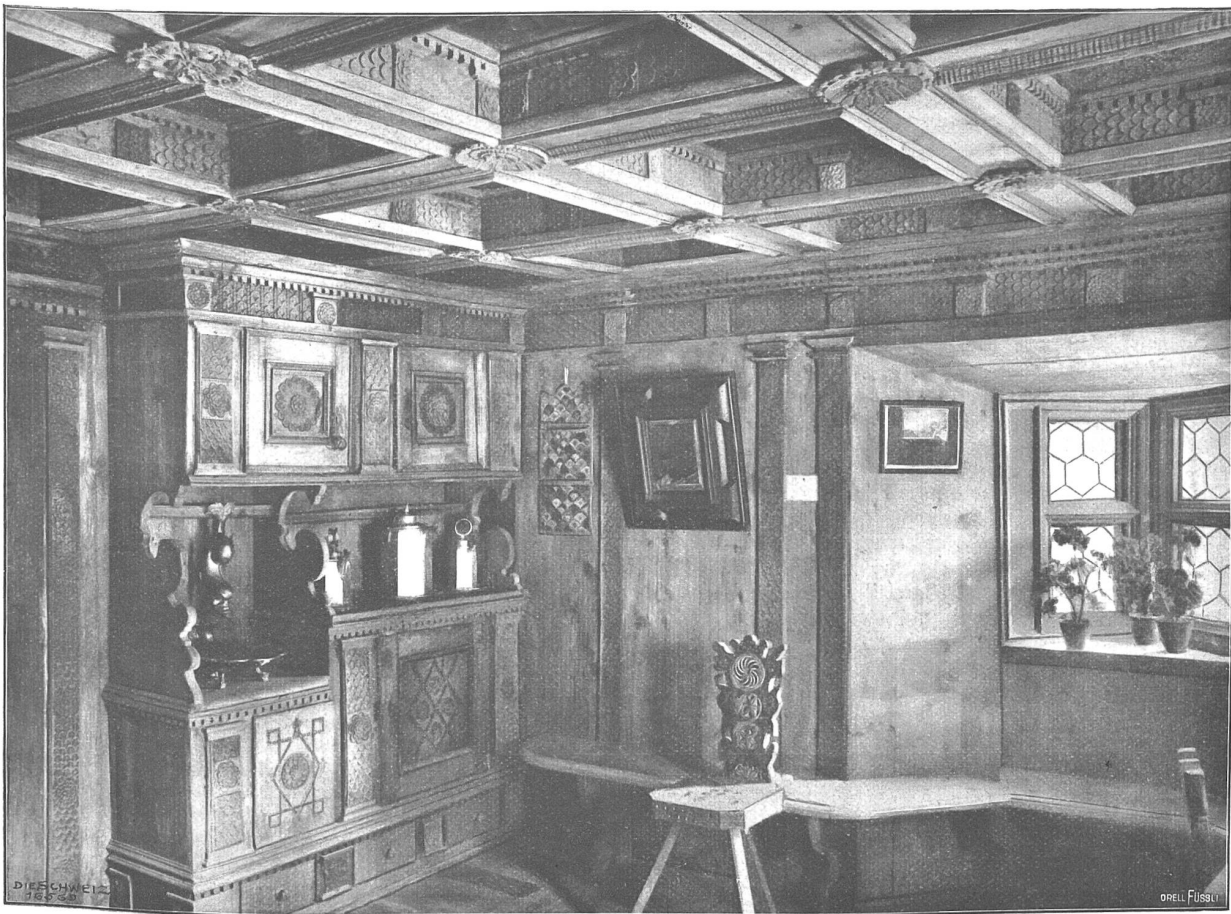
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Das Engadiner Museum Abb. 6. Prunkstube aus dem Hause à Marca im Misox (1621).

dessen Zügen noch die Unersehbarkeit seines Vorfahren, des Reformators und Historikers Ulrich Campell, des „rätischen Herodot“, unverkennbar zu Tage tritt. Beide zeigten ihren Mut: der eine im Kampfe mit dem Unverstand und Aberglauben der Menschen, der andere gegen „Meister Pegg“, dessen Nachkommen bis vor kurzem noch das Unterengadin unsicher machten. Vor nicht vielen Jahren hat ein Vertreter ihres Geschlechts dem Pfarrherrn von Scarl auf einer Amtsreise einen solchen Schrecken eingejagt, daß er zum Trost und Aufschluß für seine Hinterbliebenen — auf den schlimmsten Fall hin — einen Zettel mit den Worten *L'uors m'a maglià* (der Bär hat mich gefressen) in seiner Angsttröhre — *ipso facto* — am Wege deponierte und davonlief, um glücklicherweise zu Hause das Gegenteil von dem melden zu können, was er in seiner Angst geschrieben hatte.

Die Geisterstunde naht ihrem Ende und unser Rundgang auch. Einen haben wir noch nicht gesehen, dem wir hier zu begegnen hofften. Doch sieh, wer steht dort an einem der mit dem Wappen des Steinbocks gezierten Harnischtröge, die im Hause eines jeden vermöglichen Bündners auf obrigkeitliches Geheiß hin sich finden mußten? Ist's nicht Graubündens Nationalheld Benedikt Fontana? Ja, er ist's. Den besten Harnisch

hat er gewählt; denn es ist ein harter Strauß, dem er an der Calven-Klause entgegengeht. Aber noch besser als sein Panzer und Schwert ist sein Mut, mit dem er auch noch im Sterben seinen Getreuen den Weg zum Siege bahnen wird. „Frisch drauf und dran! Ich bin nur ein Mann, stürmt über mich hinweg, heute gibt es für uns nur Sieg oder Tod! Heute Bündner oder nimmermehr!“

Vom Turme hallt ein langgezogener Schlag. Noch tönt einmal mächtig durch die Gänge und Hallen der Ruf der Bündner im Krieg und Frieden: *Viva la Grisca!* Und dann wirds still, die Geister sind in ihre Gräber zurückgekehrt. Droben aber am Himmel geht der Mond, der alte Philosoph, gelassen seine Bahn und läßt mit besonderm Wohlwollen sein mildes Licht leuchten über dem Hause, das ihn an die guten alten Zeiten erinnert und an ihre Menschen, die viel geliebt, gelitten und gestritten und die, mochten sie auch manche Schattenseiten haben, wenigstens den großen Vorzug vor uns modernen Herdenmenschen hatten: scharfgeschnittene Charaktere zu sein und sein zu dürfen!

Wie manche Heldengestalt hat nicht das Schicksal aus dem harten Fels des Bündnervolkes herausgemeißelt! *Et haec memine iuvabit!*

Dr. Carl Camenisch, Basel.

— Beate —

Novellistische Studie von Max Müller, St. Gallen.

III.

In ihrer Seele stiegen Bilder auf. Sie kamen und gingen von selbst, eines rief dem andern. Ihr Ich saß im Dunkeln und schaute zu.

Bilder aus einer fernen Zeit, die ihr nicht mehr recht wirklich vorkommen wollten! Nicht die Kindheit mit ihrem unwissenden, tändelnden Spiel. Man schätzt das, was man durch

Nachdruck verboten.

die Bildung geworden, zu hoch ein, als daß man selbst in Träumen gern darauf verzichtete. Aber die Zeit nachher, wo man so biegsam ist wie nie zuvor und niemals später, wo man aus seiner Seele Formen bildet, die, wenn sie erhärtet sind, ein Leben lang aushalten müssen. Und wer sie zerbricht, der findet den weichen Ton nicht mehr, daraus neue zu schaffen, und seine geistigen Hände sind steif und grob geworden. Und er kommt dann wohl zu dem paradoxen Schlusse, daß das menschliche Leben eigentlich zu lang dauere.

Dieses Gefühl hatte manchmal Beate.

Ein halbes Jahr war nun verfloßen, seit Medizinalrat Herzen seine Jüngste nach einem Pensionate am Genfersee geleitet hatte. Er dachte, dort dem stillen Kinde, das in einem weitläufigen Hause etwas verloren aufgewachsen war, das richtige Milieu zu geben: in einem Kranze gleichaltriger junger Mädchen würde sie sich zur freundlich-lächelnden Lilienblüte wandeln lassen, um nachher zu Hause im Salon aufgestellt zu werden und zu repräsentieren und bei Gelegenheit zu heiraten.

Und Beate sah es wie aus weiter nebliger Ferne aufstehen: von uralten, dichtbelaubten Kastanien umgeben das kleine, niedliche, in einem Jahrhundert ergraute Château an der staubigen Landstraße, die von Lausanne nach Morges führt. Das braune schräge Ziegeldach war ihm gleich einer riesigen Schlafmütze tief über die Stirn heruntergezogen, ein wenig schief sogar, und die grünen klapprigen Fensterläden verführten einen Heidenespektakel, wenn der Wind um die Ecken blies. Stand man dicht unter der hohen Vormauer, dann sah man überhaupt nichts als dieses breitspurige, bemooste Dach, unter dem jemand zu träu-

men schien. Aber daß es ein richtiges Château war und kein gewöhnliches Wohnhaus, das bewiesen die dreifachen Arkaden auf der Vorderfront, die von Winden lieblich umrankt waren. Hier konnte man sogar von Stil sprechen, wenn man nicht allzu hohe Anforderungen stellte. Ein reich gewirkter Teppich aus blühendem Goldlack breitete sich davor aus, und die gelbliche Mauerverkleidung schien hübsch dazu abgestimmt.

Wenn man außen vorüberging und das in die Mauer eingelassene Schild entzifferte — «Pensionat de jeunes filles» — und von drinnen kein Sterbenslaut die lustigen Bewohner verriet, dann wurde man wohl aus Märchen vom Dornröschen erinnert, und man spähte hinauf nach dem epheubewachsenen Türmchen, von wo die Erlösung kommen mußte. Das verlief gar spitz im Himmelsblau, und ein Glöcklein hing darinnen; das baumelte und himmelte wohl alle Stunden.

Den Insassen war es das Symbol der ewigen Monotonie, die hier herrschte, aus der man sich jehnlichst hinauswünschte. Ein schändlicher Betrug war diese angebliche Freiheit im Lande der Freiheit. Keine Spur von all den Hoffnungen, die man daraufhin gesponnen! Arbeiten mußte man von früh bis spät, mußte sich mit strengen Lehrerinnen herumzanken, durfte nicht allein ausgehen; selbst die Lektüre wurde überwacht. Ein Klosterleben nannten es die Sanftmütigen, Kasernendasein die Lustigen, die zu Hause mit Einjährigen, echten und unechten Cousins, Tennis gespielt hatten, Gefängnisleben die Trotzigen, von denen eine einzig und allein deswegen Silvio Pellicos «Le mie prigioni» mit Hilfe des Wörterbuchs zu lesen begonnen hatte, wofür sie belobt wurde von der Lehrerin, die es selbst nicht gelesen hatte.

Manch heimlich Tränlein wird da vergossen! Von jenen geheimnisvollen Dingen, wie Kautendelein eines dem alten Nickelmann auf den Brunnenrand legt, ihn fragend, was das sei:

„Ein schöner Diamant! Blickt man hinein, so funkelt alle Pein und alles Glück der Welt aus diesem Stein...“

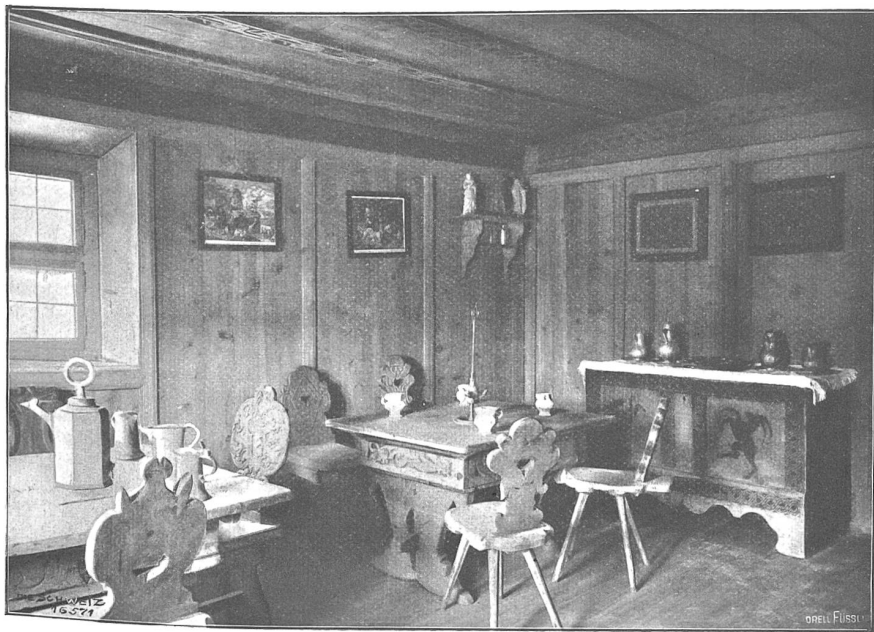
Manch stiller Seufzer aus übervollem Herzen flieht hinaus durch das Fenster und möchte im Unendlichen verklingen, möchte nach der Heimat — aber die finstern Kastanien halten strenge Wacht und stecken ihre weißen und roten Frühlingskerzen an, nach dem kleinen Deferteur zu fahnden —

Es war Mai geworden. Der Frühling, dieser unskete Brausekopf, lagerte mit seiner ganzen unnatürlichen Glut, die so leicht verpufft, über den tiefblauen, nach Streifen getrennten Wassern des Genfersees. Ein feiner durchsichtiger Schleier von Wasserdunst wob sich über dem Tale und ließ die noch mit breiten Schneerissen gezeichneten Alpen im Süden und Osten weit mehr als neblige Luftgebilde erscheinen, als kühne Prospekte eines phantasiervollen Theatermalers denn als nahe Wirklichkeit. Ein näherkommendes Dampfschiff machte die wie steisgefrorene Fläche minutenlang erzittern; tropfende Kluder bligten da und dort in der Sonne gleich glitzernden Säbelklingen. Auf den Wogen aber trieben langsam, majestätisch, in die eigene Schönheit versunken, stolze Segel, deren leuchtendes Weiß demselben Farbtopf entnommen schien, wie das Weiß der Wolken und der Gletscherfirnen hoch über ihnen, wie das Weiß der Maienblütenpracht, die den See lieblich umfränzte.

Das war eine schöne Welt — Nun liegt sie weit, ist wohl gar untergegangen — Denn auch in Beatens junges Herz war der Frühling eingezogen. Sie hoffte und schwärmte und liebte wie die andern und wollte auch noch lernen zu lachen und zu jubeln wie jene.



Das Engadiner Museum Abb. 7.
Mittersaal aus dem Hause der Visconti-Benosta in Grosio (Bellinz).



Das Engadiner Museum Abb. 8. Spätgotisches Zimmer.

Da kam das Schicksal und drohte ihr leise mit dem Finger. Das tut es ja stets, wenn wir Menschen uns recht glücklich glauben. Beate aber hatte ein weiches Herz und nahm es schwer.

Ihre Freundin Claire war ein gar fröhliches, ausgelassenes Ding, den ganzen Tag voller Kapriolen. Sie hatte auch die meisten Bußen bei Tische, da das Deutschsprechen verboten war und sie die Madame gar zu gerne damit ärgerte. Auch pfiff sie heimlich die neuesten Lumpenlieder und spielte sie nach dem Gehör auf dem Klavier. Das bedeutete in den Augen Beatens viel; denn Beate selbst war unmuffaltlich.

Am 23. Mai, Claires Geburtstag (den Tag würde sie nie vergessen) gab es ein Fest. Und zwar ein ganz geheimes, von dem die Pensionsvorsteherin um Gotteswillen nichts erfahren durfte. Claire hatte nämlich eine entfernte Verwandte, eine sogenannte Tante, in der Stadt wohnen. Das war eine angejahrte, aber noch sehr lustige Dame, die trotz ihrer grauen Drahtlocken noch ab und zu dumme Streiche machte und mit den jungen Mädchen in der Stube herumtanzen konnte, das heißt, nur wenn sie dazu aufgelegt war; denn sie hatte oft Migräne und schlechte Laune und kargte dann nicht mit den Schrusen der alten Jungfer. Sie las viel und nicht viel Rechtes, weil sie sonst mit ihrer Zeit nichts anzufangen wußte, und hatte schließlich ihr ehrwürdiges Haupt vollgepfropft mit bunten, modernen Ideen, die sie gern an ihre jungen und alten Freundinnen abgab. Ob sie bis zur freien Liebe in der Theorie gekommen war, darüber sprach sie sich nicht aus. Nur soviel war sicher, daß ihre Lieblingsidee der gemeinsame Schulunterricht der Geschlechter bildete, ein Gedanke, der bei den tollten Baccfischen natürlich Anklang fand und der Tante Lilette,

so ließ sie sich nennen, eine seltene Beliebtheit verschaffte. Dafür konnte sie sich bis zum roten Kopf ins Zeug legen, wenn sie mit ihren alten Kaffeesfreundinnen darüber stritt; sie schrieb es nämlich einzig und allein ihrer verkehrten Erziehung zu, daß sie seiner Zeit den Anschluß verpaßt hatte.

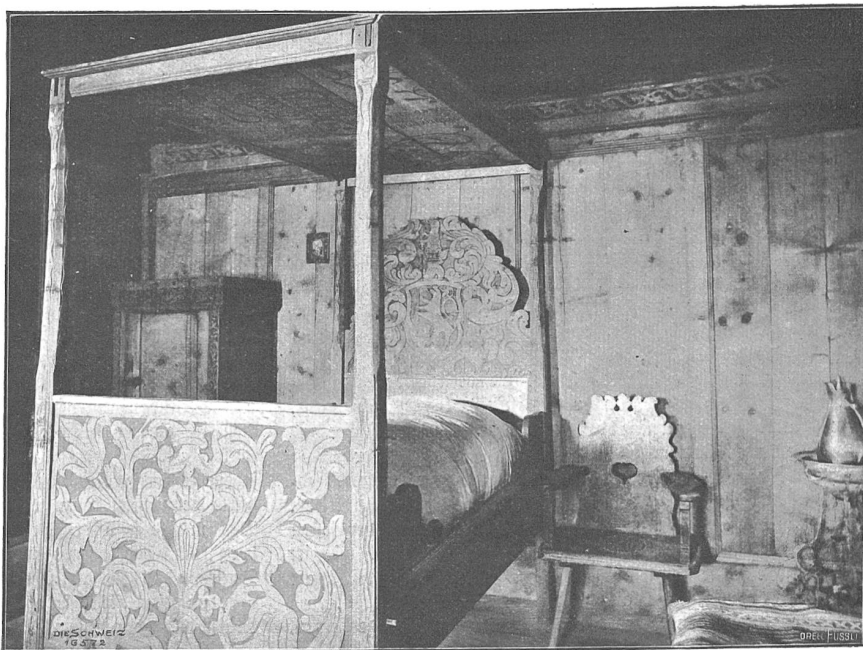
Für ihres Lieblings Geburtstag trug sie eine meisterhafte Ueberraschung in petto. Und als Claire und ihre Freundinnen davon erfahren hatten, waren alle rein aus dem Häuschen, auch die sonst so stille Beate. Man hörte und staunte: vier leibhaftige Studenten, darunter einer sogar mit einem regelrechten Schmiß, der, wie man sich erzählte, glutrot wurde, wenn Heinz Sternberg aufbrauste, hatte die reizende Tante eingeladen. Claire durfte drei Freundinnen mitbringen, und dann — und dann ...

Beate war über und über rot geworden, als ihr Claire

ins Ohr flüsterte, Rudi Flohr, ihr Cousin, werde auch dabei sein, derselbe, der neulich bei der Tante ein Gruppenbild der Pension zu sehen bekommen und mit dem Finger auf Beate zeigend geschlätzt haben sollte: „Donnerwetter, ein schneidiger Befehl ...“

„Es ist eigentlich nicht schön von dir, daß du mir meinen netten Cousin wegschnappst, weißt du,“ sagte hierauf Claire schmolgend, die glühende Rote ihrer Freundin wohl bemerkend, und fügte schelmisch hinzu: „Aber ich gönne ihn dir von Herzen, Beate! Ihr seid ja beide zwei so liebe Kerle!“ Und sie setzte einen klatschenden Fuß mitten auf die rote Wange des Mädchens.

„Ich weiß gar nicht, was du eigentlich meinst,“ erwiderte diese, mit schlecht gespielter Unschuld; denn ihre Gedanken



Das Engadiner Museum Abb. 9. Spätgotisches Schlafzimmer aus Prälanz mit Himmelbett.



Das Engadiner Museum Abb. 10. Chamineda.

waren ja denselben Weg gelaufen, die guten, dummen Gedanken!

Der große Moment kam, wo die jungen Leutchen von der Tante, die die Honneurs besorgte, mit einander bekannt gemacht wurden. Nach der üblichen Verlegenheitspause, die man von der Tanzstunde her noch kannte, kam das Közlein Unterhaltung bald in Gang. Es ging nicht lange, so war es auch schon im Trab und machte gar lustige Sprünge die Kreuz und die Duer, jagte vom Hundertsten ins Tausendste und schien sich nimmer müde zu laufen. Die gute Tante Lilette aber hatte ihre heimliche Freude an dem fröhlichen Gesichter der acht Plappermäulchen, wo keines hinter dem andern zurückstehen wollte, und ihr schien beinahe, als sei die Würde des Schnurrbartes, vor dem sie aus ihrer Mädchenzeit einen heiligen Respekt bewahrt hatte, zuweilen in Gefahr.

Welche Fülle von Stoff war da zu bewältigen: all die lustigen Streiche hüben und drüben, mit denen man bald gallige Pensionstanten, bald geizige Logisfrauen und griesgrämige Professoren beglückt! Da waren die tausend Mengste und Nöte, die man dabei ausgestanden, selbst die schlechten Zensuren, die sie einzutragen, mit den unfehlbar eingeheimsten Lachsälven längst verzinst, ja, sie blieben ein arbeitendes Kapital, aus dem man wo und wann immer die Kosten einer fröhlichen Unterhaltung bestritt! Es war die Jugend, die sich ungeniert über das Alter lustig machte, weil sie instinktiv ihre Ueberlegenheit fühlte, sich dem Sinne des Lebens näher dünkte. Heute gehörte die Welt ihnen, morgen auch noch, aber übermorgen schon den Jüngern. Und die gute Tante saß dabei und schüttelte sich vor Lachen und ward sich nicht bewußt, daß sie auch zu denen gehörte, die da verspottet wurden.

Der anfänglich gebildete Knäuel wurde immer durchsichtiger und löste sich schließlich arglos in einzelne Pärchen auf, die nach äußerem Gefallen und innerem Verstehen sich sachte zusammengefunden hatten. Rudi Flohr bemühte sich sehr eifrig um Beate, die frisch und rosig ausah, und der weiße Stehfragen und die schilte rote Krawatte gaben ihr etwas gar Keckes. Claire amüsierte sich göttlich mit dem Studenten, der jenen berühmten Schmiß auf der Wange trug. Praktisch, wie sie war, profitierte sie denn auch von dieser seltenen Gesellschaft und konnte alsbald die andern triumphierend belehren, daß man einen derartigen Hieb, der auf der linken Wange „sitzt“, eine Quart nenne.

Nach dem Kaffeetisch wurden Pfänderspiele arrangiert, und die Fröhlichkeit stieg aufs höchste. Hier fanden die jungen Herren Gelegenheiten, ihrer Galanterie die feinsten Formen zu geben. Beate fühlte sich sehr glücklich, und sie taute mehr auf als gewöhnlich. Sie erzählte ihrem Herrn von den heimatlichen Fluren, die sie so gerne träumend durchstreift, von ihren Lieblingsbüchern, fragte, ob er die auch kenne. Aber Rudi hatte sich in seinem Leben noch nicht viel schwere Stunden mit Bücherlesen gemacht und fand das Träumen ja recht interessant; er freilich ziehe es vor, in flotter Gesellschaft und lustig singend Feld und Flur zu durchstreifen.

Solche Worte berührten Beate kühl und abweisend; sie fühlte, daß etwas an dem Idealbilde, das sie sich von Rudi gemacht, nicht stimme. Das Spiel nahm indes ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Es galt, möglichst geistreiche Aufgaben zu finden für

die Lösung der eingegangenen Pfänder, die Tante Lilette unter ihrer schwarzen Seidenschürze verborgen hielt.

Bei diesem Geschäfte war es Beate stets etwas bang zu Mute, solange ihr Pfand noch unter der Schürze sich befand. Was sie fürchtete, kam.

„Was soll das Pfand in meiner Hand?“

„Ein Lied singen!“

Es war Beatens goldenes Fingerringlein. Sie ward rot, und ihre feingeschnittenen Nasenflügel zitterten leicht vor Erregung, und sie sah sich hilflos nach Claire um.

„Ach so, du kannst ja nicht singen,“ sagte diese leichtthin; „da müssen wir eben etwas anderes für dich finden!“ Aber Rudi erbot sich, die Verlegenheit seiner Dame beachtend, für sie einzuspringen, und er sang ein sehr lustiges Studentenlied.

Alle klatschten begeistert in die Hände und beglückwünschten Beate zu ihrem tapfern Ritter und Minnesänger. Als sie aber all die Blicke auf sich gerichtet fühlte und darin vielmehr Mitleid zu lesen glaubte, erröte sie noch tiefer und erwiderte kein Wort. Sie fühlte sich blamiert und namenlos unglücklich.

Das kleine Intermezzo war indes bald vergessen, und als Claire und Rudi zusammen eine urgelungene Pantomime zum besten gaben, da mußte auch Beate herzlich mitlachen. Ja, die beiden, die paßten zusammen, denen gehörte die ganze Welt!

Die Stunden flogen nur so. Im Nu war es Abend. „Wann müssen wir eigentlich nach Hause?“ fragte plötzlich ein Mädchen; aber die Tante machte ein gar pfißiges Gesicht; sie hielt noch mit irgend einer besondern Ueberraschung hinterm Berge.

„Kinder,“ rief sie in die scherzende, ungeduldige Gesellschaft mit jugendlicher Begeisterung, „nach der Bowle machen wir eine Kahnfahrt mit Lampons, wenn's euch recht ist!“

Sekundenlanger Applaus erfüllte den kleinen Salon. „Tantchen ist einfach großartig, pyramidal!“ rief ihr Neffe in burleskosen Tone und mit Ueberzeugung, was er nicht bei jedem seiner zahlreichen Pumperfuche mit derselben Emphase hätte behaupten können. Und alle ließen die Gote hochleben. Das mußte in aller Form gewürdigt werden, und Heinz Sternberg kommandierte einen äußerst schneidigen Salamander, daß Tisch und Gläser erzitterten. Die jungen Mädchen taten tapfer mit, nachdem sie gesehen, welchen Weg dieser Salamander von Maibowle genommen hatte.

„Tantchen, nun mußt du aber nachsteigen!“ sagte die vor-



Die Lautenspielerin.

Nach dem Gemälde von Emanuel Schaltegger, Alterswilen (Thurgau)-München.

wizige Claire, die ganz gut wußte, daß Fräulein Lilette nichts vertragen konnte. Die drohte ihrem losen Nichtchen, diesem „Nichtchen“, wie sie sie scherzhaft nannte, nur mit dem Finger und mahnte zum Ausbruch.

Der Weg nach Duchy wurde im regelrechten Laufschrift zurückgelegt.

„Kinder, Kinder, nehmt mich doch auch mit!“

Schon von weitem erkannten sie das kleine Motorboot an seinen flatternden Fähnchen, und alsbald schaukelte die ausgelassene Gesellschaft auf den vom Abendwind gekräuselten Wellen. Stimmungsvoll lag die Landschaft vor ihnen. Die Mücken tanzten über dem Spiegel und prophezeiten Regen. Die Grillen zirpten am nahen Ufer; dazwischen spielte ein phlegmatischer Frosch den Brummbaß. Eine schillernde Libelle, die sich verspätet zu haben schien, umkreiste das Boot. Fische sprangen wie toll über die Wasserfläche, um die letzten Sonnenstrahlen in ihren silbernen Schuppen zu fangen. Von weitem sah es aus, als ob ein steinreicher Broz fortwährend Fünflivres über das Wasser springen ließe. Zwei-, dreimal glitten sie an der Spiegelfläche ab, um dann müde in die Tiefe zu sinken. Drunten aber sammelte sie ein trauerndes Nixlein und füllte damit schwere, meergüne Kisten. Und erst wenn diese bis an den Deckel voll sein werden — das geht wohl an die hundert Jahre — dann wird sich das Nixlein ans Ufer setzen und auf ein Menschenkind warten, auf einen armen Fischerknaben, der, geblendet vom vielen Silber, seinen häßlichen Fischschwanz nicht mehr sieht und es zur Frau begehrt. Und dann ist es erlöst aus der Gewalt des greisen Wassergeistes und wird eine menschliche Seele bekommen und mit den Menschen weinen und lachen...

So träumte Beate mit offenen Augen und lächelte vor sich hin über das dumme Nixlein, das sich nach einem menschlichen Herzen sehnte... Aber sie wagte nicht, das artige Nixlein, das sie eben erfunden, den andern zu erzählen. Die waren auch still geworden und bekamen sentimentale Umwandlungen. Um das Schiffein, das so kühn durch die

Wellen schnitt, wob sich eine unsichtbare Atmosphäre, gebraut aus der Blume des Maitranz, aus dem Dufte des weißen Linnens der frischen Sommerblusen, aus dem heißen Atem junger, liebesdurstiger Seelen... Die feurige Kugel versank hinter den hohen Wettertannen und dem eckigen Glockenturm der altersgrauen Abbatte Saint Eulpice. In wenigen Minuten lag die Landzunge schwarz und tot im See draußen und gleich einem verlassenen Brack, das ziellos im Meere treibt.

Die zunehmende Dunkelheit brachte neues Leben in die abendlichen Schwärmer. Die mitgebrachten Lampions wurden angezündet und an Stangen befestigt, und die Lichter begannen alsbald ihren leichten Tanz auf den Wellen — „über den Wellen...“ Die der Sonnenwärme entkleidete Nachtluft machte sich fühlbar, und man setzte sich enger zusammen. Die Gesichter waren dem Lichte abgewandt und kaum mehr erkennbar. Ein junges Mädchen zitterte den Vers: „Sprich — und ich bin dein Mitmensch, sing — und wir sind Brüder und Schwestern!“

Das war ein glücklicher Gedanke: als Schwestern und Brüder wollte man sich fühlen! Tante Lilette wurde nach ihrem Lieblingslied gefragt. Die Gute zerschmolz beinahe vor Empfindung: sie dachte vergangener Zeiten, die sie sich im Laufe der Jahre als „einmal gewesen“ eingebildet, die aber in Wahrheit niemals wirklich bestanden hatten. Lilette war stets häßlich gewesen. Und so beging sie die Unvorsichtigkeit, den Refrain eines alten Jägerliedes aus ihrer Heimat anzugeben.

„Und dennoch hat mein armes Herz die Liebe auch gespürt...“ Das klang beinahe schüchtern.

Die Studenten traten sich auf die Füße, die Mädchen verbißten das Richern. Das Lied war ziemlich bekannt, und so intonierte Rudi mit seinem hellen Tenor, der in dieser Atmosphäre einen lyrischen Schmelz bekommen zu haben schien. Und die Bursche sahen jenseits bei der betreffenden Stelle ihren Mädchen lächelnd ins Auge, und zitternde Hände berührten sich leicht, und wie ein elektrischer Wechselstrom floß die Liebe hinüber und herüber.

(Fortsetzung folgt).

Die unverzeihliche Sünde.

Nachdruck verboten.

Von Edgar Fawcett. — Autorisierte Uebersetzung aus dem Amerikanisch-Englischen von Albertine Weith-Spörrli, Winterthur.

II.

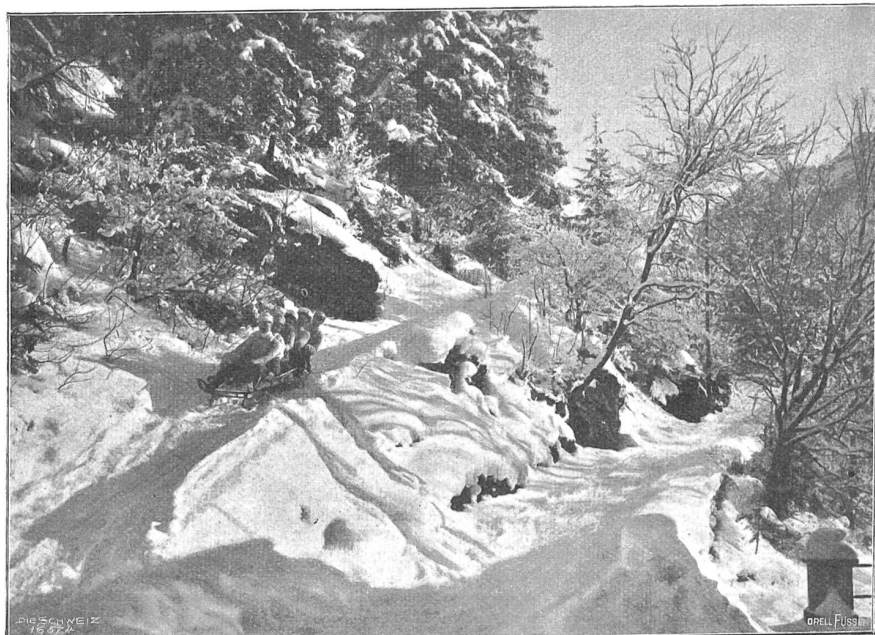
„So ist es Ihnen also wirklich gelungen, ihn in einer hübschen Wohnung in der Nähe des Kensington Square unterzubringen, Roland!“ sagte eines Nachmittags eine gewisse Dame. Sie saß in ihrem reizenden Hause an einem der hohen Fenster, die freien Ausblick auf den Hyde Park gewährten, und reichte eben Lord Roland eine Tasse Tee.

„Er ist schrecklich krank,“ war die Antwort; „er ist sich dessen jedoch nicht bewußt.“

„Sie wollen wohl damit sagen,“ erwiderte Lady Millicent Meade, „der arme Mann könne nicht mehr so weit denken, daß sein Ende so nahe bevorstehe?“

„Er hat es beinahe aufgegeben, überhaupt noch an irgend etwas zu denken!“ Der Gast hielt inne, fuhr dann aber zögernd fort, indem er seinen Worten ernstern Nachdruck verlieh: „Mit Ausnahme von einem Ding...“

„Was ist es?“ Lady Millicent beugte sich vor, als wäre die Antwort ein Ball, den aufzufangen sie bestrebt sei.



Winterfreude (Motiv bei Grindelwald). — Phot. A. Krenn, Zürich.